

Insel Verlag

Leseprobe



Tuszynska, Agata
Die Sängerin aus dem Ghetto

Das Leben der Wiera Gran
Aus dem Französischen von Xenia Osthelder

© Insel Verlag
978-3-458-17574-2



Agata Tuszyńska

Die Sängerin aus dem Ghetto

Das Leben der Wiera Gran

Aus dem Französischen von
Xenia Osthelder

Insel Verlag

Titel der Originalausgabe: *Oskarżona: Wiera Gran*

Die Originalausgabe erschien 2010 bei Wydawnictwo Literackie, Krakau

Die Übersetzung folgt auf Wunsch der Autorin

der französischen Ausgabe. Sie erschien 2011 bei Bernard Grasset

unter dem Titel *Wiera Gran, L'accusée*.

Aufgrund gerichtlicher Verfügung sowie zur Beilegung

weiterer juristischer Auseinandersetzungen wurden auf den

Seiten 111 sowie 224 bis 231 Passagen geschwärzt.

Erste Auflage 2013

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2013

© der Originalausgabe Agata Tuszyńska 2010

© der französischen Ausgabe Éditions Grasset & Fasquelle 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Memminger MedienCentrum AG

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17574-2

Die Sängerin aus dem Ghetto

Das Leben der Wiera Gran

Inhalt

1. Gegen Motten helfen am besten Zitronen	11
2. Sie hatte mir ihr Kleid versprochen	28
3. Es war ein wuchtiges Gebäude	58
4. Wie schmeckt Hunger?	79
5. Sie verließ den »jüdischen Wohnbezirk« am 2. August 1942	113
6. Du hast für die Gestapo gearbeitet!	134
7. Ich muss Ihnen etwas erzählen	157
8. Im Ghetto galten andere Regeln des Überlebens .	175
9. In der obigen Erklärung habe ich nichts als die Wahrheit gesagt	196
10. Sie nannte ihn nie »meinen Klavierbegleiter« . . .	218
11. Die Juden träumten von ihrer eigenen Mata Hari	232
12. An das Ministerium für Staatssicherheit	247
13. Der Zug aus Marseille fuhr ein	267
14. Man drohte, im gestreiften Lageranzug zum Konzert zu kommen	297
15. Der letzte von rund hundert Briefen	325
16. Sie hat es gern, wenn ich ihre Schallplatten mitbringe	340
17. Nach Lailly-en-Val, nicht weit von Orléans	356
 12. Dezember 2007	 371
 <i>Bildnachweis</i>	 372
<i>Dank der Übersetzerin</i>	373

*Was ist das Schicksal?
Eine selbst gestellte Falle.*

I. B. SINGER

1. Kapitel

Gegen Motten helfen am besten Zitronen

»Gegen Motten helfen am besten Zitronen. Zitronenhälften. Berge davon. Man muss sie mit einem spitzen Messer in Viertel schneiden und in die Schränke legen, auf die Bretter, in die Schubladen. Saure, saftige Zitronen, gelb wie der Sand am Ufer des Świder. Ungenießbar. Sie töten garantiert.

Auch Zeitungen, alte Zeitungen, töten Motten. Langsamer als Säure, aber genauso sicher. Die ausgetrocknete Schrift stößt sie ab. Der Schweiß verblichener Buchstaben lähmt sie. Die Motten rühren sich nicht mehr, sie erstarren, sie versinken in Schlaf.

Sie sind etwas größer als zehn Millimeter, fressen brauchen sie nicht, die Milch, mit der ihre Mutter sie stillte, reicht ihnen (ich hatte keine Milch, eine Amme stillte meinen kleinen Jungen, es reichte nicht, Hass und Muttermilch, wir trinken die Angst). Die Larven zerstören uns, unablässig bringen die erwachsenen Tiere tausende von Eiern hervor. Pro Saison können es bis zu drei Generationen sein. Ungeziefer gibt es in Hülle und Fülle. Küchenschaben, Kakerlaken, Zecken. Und die dort. DIE DORT. Meine Feinde wuchern, werden immer mehr und mit ihnen die Beschimpfungen, die Anschuldigungen, die Gespinste. Motten zerfressen die Kleider. Diebe. Im Ghetto gab es Läuse, Scharen verlauster Kinder, denen ich ein Dach über dem Kopf geben wollte. Ich habe Geld gesammelt, um Brot für sie zu kaufen. Das will mir niemand glauben. Gegen Motten sind Zitronen am besten. Man schneidet sie in gleichmäßige Viertel und verteilt sie auf den Schrankbret-

tern und in den Schubladen. Gegen Motten sind Zitronen das Beste.«

Sie nimmt den Hörer ab, spricht aber nicht als Erste. Sie atmet. Schwerer, heftiger, je mehr Zeit verstreicht. Sie wartet auf die Beleidigungen, die Beschimpfungen. Sie wartet, dass man sie aufstöbert, findet, endgültig zugrunde richtet. Doch sie wehrt sich energisch.

»Ich würde Sie gern sehen, Wiera.«

»Ich kann meine Wohnung nicht verlassen.«

»Ich könnte zu Ihnen kommen.«

»Kommt nicht in Frage.«

»Warum nicht?«

»Sie werden kommen und alles mitnehmen.«

»Wer?«

»Sind Sie verrückt, muss ich Ihnen das auch noch erklären? Was ist denn das für eine?! Bei der stimmt was nicht im Kopf. Behämmert. Pst! ... Schweigen Sie bitte. Wir werden abgehört, alles wird aufgenommen. Sie dürften wissen, wen ich meine. Ich haue Ihnen eine in die Fresse, wenn Sie mich weiter provozieren. Man spioniert mir nach, man will mich loswerden. Ich werde unablässig verfolgt. Die Hausmeisterin steckt mit ihnen unter einer Decke. Ständig kommen sie herein, wenn ich im Badezimmer bin, wenn ich einnicke. Sie nehmen mit, was sie können, was am wertvollsten ist, was mir am meisten bedeutet. Sie stehlen, sie rauben und plündern. Skrupellos. Es kommt nicht in Frage, dass ich meine Wohnung verlasse. Man beobachtet mich ununterbrochen.«

Für den Gefährlichsten hält sie IHN, dessen Namen sie nicht ausspricht. Manchmal nennt sie ihn »der Bulle«.

Nach wochenlangen Verhandlungen, im Frühjahr 2003, vor ihrer Wohnungstür.

In einem eleganten bürgerlichen Pariser Viertel in der Nähe des Eiffelturms. (Nicht weit von der Seine!) Erste Etage. Ich klopfe. (Auf Französisch steht an der Tür: *Laut klopfen!*) Eine alte, nicht sehr große Frau in einem rosa Morgenmantel öffnet die Tür einen Spalt weit. Sie wirkt unsicher, ich bin ihr nicht geheuer. Das Haar zu einem Knoten gedreht, struppig und grau, ein Funkeln in den Augen, die rechte Hand auf einen Stock gestützt, so steht sie da.

Ein Spalt. Mit dem Körper verdeckt sie den Blick in ihre düstere Wohnung. Auf der Fußmatte steht schon ein Stuhl bereit. Misstrauisch mustert sie mich. Weiche, beredte Hände. »Ich bin kokett. Ich kokettiere gern.« Wenn sie das tut, erregt sie kein Mitleid. Sie versucht, einen zweiten Stuhl hinauszuschieben, ohne die Tür weiter als unbedingt nötig zu öffnen. Das Innere des Bunkers, düster, beunruhigend. Ein Versteck. Rechts an der Wand steht, ebenfalls auf Französisch: »Dieb, Diebin – gib alles zurück, was du gestohlen hast, vor allem den blauen Umhang.« Mehr kann ich beim ersten Anlauf nicht lesen. Ihr Haar, ihr Morgenmantel und ihre Hände flattern in alle Richtungen. Sie setzt sich. Wir setzen uns.

Sie reicht mir einen Rekorder, obwohl ich meinen eigenen dabei habe. Ein anderes Mal wird sie sagen:

»Nimm es auf, sonst vergisst du, was sie sagen – oder schlimmer noch, was du gesagt hast! NIMM ES AUF!«

Was sie mir anvertraut, hat die stumpfe Farbe von Asche. Regelmäßig geht die Lampe im Treppenhaus aus. Dann wächst mein Mitgefühl. Bis wir das Licht wieder anmachen. Brennt es, fallen schärfere, aufschlussreichere Worte, bis es wieder schmerzlich dunkel wird. Einige Male trafen wir uns so, an der Grenze zur Finsternis.

»Sie wollen durch meine Gedärme bis zu meiner Seele. Einfach so. Sie finden das normal und bilden sich ein, ich

müsste damit einverstanden sein. Weil Sie Lust dazu verspüren. Weil es Ihnen einfällt. Das Presse-Pack hat kein Gewissen, kein Herz. Kein Wohlwollen. Nicht die Bohne. Durch das Gedärm. Bis zur Seele. Niederträchtig.

Die Frechheit ist den Polinnen angeboren. Eure Arroganz ist nicht zum Aushalten. Einfach aufkreuzen und ein Interview verlangen. Und Sie sind kein Einzelfall.

Ich lade niemanden ein. Ich empfange niemanden. Nur Sie, und hinterher tut es mir jedes Mal leid. Es tut mir leid, dass Sie sehen, was Sie sehen. Ich habe kein Vertrauen zu Ihnen. Ihr Beruf hat Sie gezeichnet. Sie grausam, mitleidlos gemacht.«

»Glauben Sie das wirklich?«

»Ja. Unverfroren. Unsensibel, ohne ein Quäntchen Verständnis für Ihre Milchkuh. Sie wollen mich melken, Sie nehmen sich meine Milch, und ich kann Ihnen noch nicht einmal gegen den Eimer treten. Mit einem Tritt alles umwerfen. Meine Schätze wieder an mich bringen. Das hätte ich gewollt, aber nun ist es zu spät. Ich habe schon geredet. Warum habe ich es zugelassen? Ich weiß es nicht. Vielleicht aus Einsamkeit?«

»Habe ich Ihnen etwas getan?«

»Die anderen haben mir etwas getan, und das reicht. Lernen muss man aus den Lektionen, auf den Lehrer kommt es dabei nicht an.«

Wir verbringen eine Woche lang im Gespräch auf der Fußmatte. Weiße Hocker. Unbequem. Alte Bodenfliesen, Ölfarbe an den verblichenen Wänden.

Ein Durchgangsort. Wir bleiben auf der Schwelle zum Vertrauen. An der Pforte zu einer möglichen Beziehung.

Und dann klopfe ich eines Tages an, wie immer, und sie öffnet die Tür einen Spalt weit. Schüchtern, fast entschuldigend zieht sie mich mit einer entschlossenen Bewegung in die Wohnung. Ungeduldig bedeutet sie mir, ich solle mich

setzen. Ich erinnere mich nicht mehr an viel, nur an die Dunkelheit und die reglose, lastende Luft.

»Nimmt Ihnen der Staub nicht den Atem?«

»Mit dem Staub habe ich einen Pakt geschlossen. Ich rücke ihm nicht zu Leibe, und er stört mich nicht. Er hat Mitleid. Meine Feinde sind unermüdlich. Vor Kurzem habe ich im Radio eine Sendung über die Stasi gehört. Genau so ist mein Leben. Seit ich eine Leiche bin, liebt mich alle Welt, genau wie Arafat.«

Vorsichtig bewegt sie sich zwischen Möbeln, Karton- und Zeitungsstapeln. Zwischen Bett und Tisch, Stuhl und Kühlschrank ist kein halber Meter Platz. Ein Pfad führt zwischen Papiertürmen aus Zeitungsausschnitten, Kritiken und Manuskripten bis zum Flur, der vollgestellt ist mit Koffern, Kleidern und vertrockneten Pflanzen, es sind Berge von verzichtbaren und unverzichtbaren Requisiten. Räume man diese Wohnung leer, die so groß ist wie ein mittleres Ghettoversteck, könnten hier mehrere Leute untertauchen. (Wann hören diese Berechnungen endlich auf: Für wie viele Verstecke ist hier Platz? Wie hoch ist der Preis fürs Überleben? Wie viel Schmiergeld braucht man?) Heruntergefallene Bücher liegen übereinander, durcheinander, die staubige Luft steht still.

Mir fällt es schwer, hier auch nur wenige Stunden auszuhalten. Sie verlässt ihr Versteck monatelang nicht. So, wie sie den Sinn für die Realität und Zeit verloren hat, ist sie seit Jahren hier nicht mehr herausgekommen.

Über dem Tisch hängt eine Lampe, um deren Schirm sie Zweige mit transparenten Samenschoten gewunden hat. Sie sind zerbrechlich wie Pergamentstückchen und erinnern an Perlmutter. Silbertaler, so lautet wohl einer ihrer Namen. Es macht ihr Spaß, sie Silbertaler zu nennen. Sie

schleppte ihren Wüstenschatz vom Flughafen Ben Gurion bis nach Orly. Sie hatte sich in die Fruchtstände verliebt. In Dinge, denen kein menschlicher Geruch anhaftet, verliebte sie sich leicht. Sie hatte die kleinen Stängel mit viel Arbeit zu einer Art Kranz zusammengesteckt. Lampe bedeutet Licht. Früher empfand sie Licht anscheinend nicht als bedrohlich.

Heute ist es immer dämmerig bei ihr, die Fensterläden sind geschlossen.

Wie kann es angehen, dass ein Mensch, der sein halbes Leben auf der Bühne verbrachte, bei sich zu Hause nicht das Licht anmacht, sondern freiwillig im Halbdunkel lebt?

»Es ist ihretwegen, sie sind schuld daran. Weil sie das Ding bei mir eingebaut haben – ich darf kein Licht mehr anmachen. Seither herrscht hier Finsternis, daran musste ich mich gewöhnen. Ihr Licht ist sehr stark. Es ist ein besonderes Licht – damit sie mitschneiden und filmen können. Man kann nicht die ganze Zeit im Licht von Filmscheinwerfern stehen. Verstehen Sie das?«

Ich sehe im Geist das Bild einer im Luftzug schwankenden Lampe. Nach ihrem Tod hatte man die Fenster geöffnet. Silbertaler? Ihr werdet niemanden freikaufen. Ich habe nach Kameras gesucht. Gefunden habe ich keine.

»Es geht nicht um Sie! Sie sind ein Werkzeug, Ohr und Feder, Verlängerung meiner Hand und meiner Augen, Sie halten meine Vergangenheit fest. Die Rolle gefällt Ihnen nicht, so wie Sie das Gesicht verziehen. Aber dafür haben wir keine Zeit. Wir haben keine Wahl. Entweder zu meinen Bedingungen, oder ich schweige.«

Auf einem Blatt Rechenpapier, aus einem Spiralheft gerissen, hatte sie 1978 notiert:

- 1 – immer das kleine Tonbandgerät mitnehmen (eventuell in einer Tasche – es nimmt auf)
- 2 – nicht vergessen: Sie schneiden mit
- 3 – die Worte SIEBEN
- 4 – die Gedanken FILTERN

»Unter meinem Kopfkissen liegen ein Messer, ein Hammer und ein Schraubenzieher. Für umsonst war ich nie zu haben. Nie. Sie drücken sich in meinen Nacken und Rücken. Ich sollte mich schuldig fühlen? Schuld, Schuld, immer diese jüdische Schuld. Ich bin an gar nichts schuld! Wovon *gavarili*?«

»Wir sprachen davon, dass Sie Journalisten nicht ertragen können.«

»Ein großes Wort, viel zu schmeichelhaft.«

»Ich will ein Buch über Sie schreiben.«

»Davor habe ich keine Angst. Man hat bereits so viele Lügen über mich verbreitet. Sie müssen bedenken, ich bin dieser Herr K. von Kafka.«

»Madame K...«

»Madame, Madame ...!!! Es geht um meine Haut! Sie verstehen noch immer nichts, Sie verstehen rein gar nichts, Sie sind ein Dickschädel!«

Wenig später:

»Wiera entschuldigt sich. Vielmals. Vielmals. Bitte ... Bitte, verzeihen Sie mir. Wenn ich ausraste, werde ich unerträglich!«

»Haben Sie ein erfülltes Leben geführt?«

»Ich verstehe nicht, was das heißen soll, ein erfülltes Leben.

Für Träume war keine Zeit. Mich trug die Welle, trug mich mit sich fort, es begann mit einem unerwarteten Erfolg. Und dann ging es weiter, noch höher hinauf. Ich bin oft abgestürzt, habe mich aber immer wieder aufgerappelt. Warum, weiß ich nicht. Wozu nützt ein langes Leben? Mir brachte die Befreiung keine Erleichterung. Man hat mich nicht vergessen lassen. Dazu habe ich kein Recht. Alle haben vergessen, und ich kann es nicht. Mir macht man Vorwürfe, begräbt mich bei lebendigem Leib, weil ich etwas weiß, vor dem man Angst hat. Ich weiß Bescheid. Einer hat den anderen in der Hand. Sechzig Jahre läuft sie nun schon, die Verleumdungsstaffel. Jetzt ist alles verzerrt. Die Ware hat Schaden genommen. Es klingt, als hätte ich für immer ein Engagement bei Alzheimer.«

»Eine amerikanische Psychologin fragte mich eines Tages:
›Was empfindest du, wenn du nach einem Auftritt in deine Garderobe kommst und dort niemand auf dich wartet?‹
Zum ersten Mal hatte jemand erfasst, dass ich mich fühlte, als hätte man mir mein Grab geschaufelt. Dass ich in ein Loch falle, wenn sich die Tür hinter mir schließt. Die meisten können ihr Schicksal mit jemandem teilen; die Augen eines anderen sind ihr Spiegel. Vor langer Zeit spielte meine Mama diese Rolle. Aber es gibt sie nicht mehr. Seit Jahren lebt sie nicht mehr. Ich bin allein. Ich ziehe mein Kleid aus, entferne die Schminke. Ich lege meine Boa ab. Ich sitze steif im Sessel. Nach dem Feuerwerk der Bravorufe und der Zugaben ist die Stille eisig. Spiegele ich mich nicht in den Augen meiner Bewunderer – gibt es mich nicht. Der Gegensatz ist grausam. Die Euphorie lässt nach. Ich stürze ab. Das tut weh. Ich fürchte mich vor dem Ende der Aufführung, weil ich weiß, was mich erwartet.«

»Es gab viel Gutes in meinem Leben. Ich wusste es zu schätzen. Ich sage das in aller Demut. Ich bedanke mich. Bei wem, weiß ich zwar nicht, denn ich glaube an nichts, aber ich bedanke mich. Ich war anscheinend hübsch, aber ich war mir dessen nicht bewusst. Erst jetzt, beim Lesen alter Kritiken, fällt es mir auf. Immer wieder steht da: ›Sie ist so schön.« Aber wie steht es mit meiner Intelligenz? Ich habe mich nicht für dumm gehalten.«

»Was war Ihnen das Wichtigste im Leben?«

»Mama. Ich habe alles getan, um sie nicht zu verletzen. Sie hatte ständig Angst, jemand könnte mir wehtun. Könnte ihr Kind ausnutzen. Sie war so klug, es mir nicht zu sagen, aber sie kam um vor Angst. Ich weiß nicht mehr, wann ich ihr versprach, nicht zu konvertieren. Sie war gläubig. Was ich tolerieren konnte. Gerührt habe ich zugehört, wenn sie die Kerzen anzündete, mit den Händen umschloss und leise betete. Das Bild werde ich nie vergessen. Es ist lange her, dass ich mich dagegen aufgelehnt habe, sie wütend angeschrien habe. Die Juden, ihre Sprache, ihre Religion! Jetzt rührt mich die Erinnerung daran. Ich habe mein Versprechen gehalten, auch wenn ich kein bisschen gläubig bin. Jetzt analysiere ich das alles. Ich analysiere, und es ist traurig. Sie sehen alles. Und sie filmen alles.«

»Wollen Sie ein Stückchen Schokolade?«

»Gern. Wo habe ich nur meine Brille hingelegt? Ohne kann ich nicht lesen. Ich bin vollkommen gestört«, murmelt sie, »ich werde mich beschweren, ich werde ihm sagen, er hat mir die Augen verbrannt.«

Sie flüstert weiter.

»Was haben Sie gefunden?«

Sie streckt den Arm aus. Sie hält etwas fest.

»Eine Pinzette. Speziell, um sich die Augenbrauen zu zupfen. Ich habe eine ganze Sammlung von Steinen aus

Israel. Ich könnte sie einem jüdischen Friedhof vermachen, damit man sie auf die Gräber legt.«

»Worauf kam es Ihnen beim Singen vor allem an?«

»Ich wollte Gefühle wecken. Ich sang für meine Zuhörer, nicht für mich. Ich gab ihnen etwas, erhielt aber auch viel zurück, Gefühl, Einsatz.«

»Haben Sie sich gemocht?«

»Ich weiß es nicht. Ich mochte mich, und gleichzeitig mochte ich mich nicht.«

»Aber wer sich entschließt, auf die Bühne zu gehen, sollte sich zumindest ein klein wenig mögen.«

»Ich war stolz. Das gehört zur Unüberlegtheit der Jugend. Ich wollte geben, schenken, ich hatte alles in Hülle und Fülle. Ich wollte auch, ich kann es nicht verhehlen, bewundert werden. Schon als Kind habe ich gesungen. Ich stand gern im Mittelpunkt. Ich hatte es eilig, auf der Bühne zu stehen. Zu arbeiten. Es wartete auf mich. Das Publikum. Wer das war? Was, auch Sie fangen wieder davon an? Die das dicke Geld hatten im Ghetto, die Schieber, die Typen von der jüdischen Polizei, die Leute, denen das Schicksal eine Chance gegeben hatte, die gekämpft und gewonnen hatten, die weder Opfer sein, noch Seife werden wollten. Ich wollte auch keine Seife werden. Ich musste singen. Um meinen Wert zu erkennen, damit andere ihn erkannten, damit das Spiel des Lebens weiterging. Es fehlte uns an nichts, das stimmt. Muss ich mich dafür immer noch rechtfertigen? Ich habe gearbeitet für das liebe Brot. Nichts ist umsonst. Ich habe gut gearbeitet.«

Sie sitzt auf ihrem Bett. Vornübergebeugt. Bewacht ihre Angst. Die Hände liegen über Kreuz auf den Knien. Von Zeit zu Zeit wirft der Fernseher Licht auf ihr Gesicht.

Sie ist daheim. In ihrem Schlupfwinkel. Fünfzig Jahre